

Nr. 248. Bromberg, den 1. November 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sie können beginnen, wenn es Ihnen recht ist", sagte er.

„Ich glaube, es ist besser, ich erzähle Ihnen vor allem mein Tun an jenem Abend. Ich war in der Mordnacht hier."

„Darüber weiß ich Bescheid", war Barrants kalte Erwiderung.

„Sie argwöhnten, — aber Sie wußten nichts", unterbrach Charles rasch. Einen Augenblick lang schwieg er, als wäge er seine Worte, dann aber begann er seine Erzählung.

Sein nächtlicher Besuch in Flint House war die Folge eines Streites zwischen Vater und Sohn. Er betraf die Eröffnung, die Robert Turold über die frühere Heirat seiner Frau gemacht hatte. Charles war empört über den Entschluß seines Onkels, die Sache zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Deshalb, und um nachzudenken, was zu geschehen habe, war er bis zur Dunkelheit in den Klippen umhergeirrt. Schließlich kehrte er wieder heim und bat seinen Vater, er möge seinen Bruder dahin beeinflussen, daß das Geheimnis in der Familie bleibe. Sein Vater hatte ihn einen Narren genannt und es abgelehnt, seinen Bruder zu beleidigen oder gar mit diesem verwünschten Unsinn seine eigenen Aussichten zu verschütten. Hierauf erklärte Charles er wolle seinen Onkel aufsuchen und ihm sagen, er werde England augenblicklich und für immer verlassen, wenn es zu diesem Skandal käme. Das ärgerte seinen Vater und sie stritten heftig. Charles beendete den Auftritt, indem er aus dem Hause in den Regen hinausrannte, um seine Absicht auszuführen. Er wanderte über das Moorland nach Flint House. Die Eingangstür war offen, der untere Teil des Hauses im tiefsten Dunkel, und oben in seinem Arbeitszimmer lag sein Onkel — tot.

All dies erzählte er eilig, als von geringer Wichtigkeit, um zur tieferen Bedeutung von Thalassas Erzählung zu gelangen. Er bedachte, daß sein Zuhörer auch sein Richter war, — daß bei ihm die Entscheidung lag für eine verspätete Geschichte, die einer erzählt hatte, dessen Handlungen im höchsten Grade verdächtig waren. In der Aufregung vergaß er das vollständig. Er sprach mit allem Vertrauen, das ein junger Mann einem anderen entgegenbringt. Als er zu Ende war, sah er erwartungsvoll auf den Gefährten. Doch Barrants Blick war kalt und förmlich.

„Eine seltsame Geschichte", sagte er.

„Eine wahre", fiel Charles eifrig ein. „Thalassa sucht seither die Küste ab, in der Erwartung, jenen Mann zu finden. Stößt er auf ihn, so wird er ihn töten."

„Greifen wir ein wenig zurück", sagte Barrant wie beiläufig. „In Ihrer Erzählung hatten Sie keine Erklärung für zwei oder drei Punkte. Wie war es mit dem Schlüssel?"

„Dem Schlüssel?" wiederholte Charles. „Sie meinen —"

„Ich meine den Schlüssel zum oberen Zimmer. Sie sagten, Sie fanden ihn draußen auf dem Flur. Sie müssen die Tür versperrt und den Schlüssel mit sich genommen haben."

„Das tat ich", sagte der junge Mann zögernd.

„Aus welchem Grunde?"

Charles erkannte, daß seine Lage ungemein schwierig war.

„Ich war zu der Zeit wohl kaum meiner Handlungen bewußt", entgegnete er.

„Sie nahmen den Schlüssel mit sich?"

Charles nickte.

„Und wie gelangte er in das Zimmer zurück?"

Charles überlegte, was er erwidern solle. Der Detektiv aber unterbrach ihn.

„Das ist ziemlich klar ersichtlich", sagte er. „Der Schlüssel wurde innerhalb des Arbeitszimmers gefunden, nachdem die verschlossene Tür aufgebrochen worden war. Ihr Vater war es, der ihn vom Boden aufhob. Er jedenfalls behauptete, ihn dort gefunden zu haben. Und Ihr Vater war es auch, der zuerst von Selbstmord sprach." Er hielt inne, ehe er nachdenklich hinzufügte: „Wirklich, die Sache war sehr klug ausgedacht."

Da sagte Charles wie in plötzlichem Entschluß:

„Mein Vater tat all dies, um mich zu decken. Ich wollte das ursprünglich nicht sagen, doch merke ich jetzt, daß Verschweigen grundlosen Verdacht auf ihn lenken könnte. Als ich an jenem Abend von Flint House wiederkehrte, öffnete ich mit meinem Schlüssel die Haustür und ging sofort nach meinem Zimmer. Meine Kleider waren durchnäßt, und ich entzündete Feuer in einem Kamin, um sie zu trocknen. Als ich sie im Dunst ausbreitete, fiel der Schlüssel des Arbeitszimmers aus der Westentasche zu Boden. Ich hatte ihn bereits vergessen. Doch hob ich ihn auf und legte ihn auf den Kamin.

„Ein wenig später wurde ich aufgestört. Mein Vater trat in mein Zimmer. Er war gekommen, mir meines Onkels Tod zu melden, — eben war die Nachricht von Flint House eingetroffen. Er war sehr bleich. „Man fand deinen Onkel tot — in seinem Arbeitszimmer erschossen", sagte er. Ich war bei seinem Kommen aufgesprungen. Nun stand er mitten im Zimmer, und seine Blicke wanderten an mir vorbei zu meinen nassen Kleidern und kehrten dann mit seltsamem Ausdruck zu meinem Gesicht zurück. „Warst du in Flint House?" fragte er streng. Ich nickte nur. „Und sahst du ihn — deinen Onkel?" war die nächste Frage. Daraufhin sagte ich ihm die Wahrheit, sagte, was ich angetroffen hatte. Erzählte ihm vom Verschließen der Tür und zeigte ihm den Schlüssel auf dem Kamin. Er ließ ihn in seine Tasche gleiten, dann wandte er sich und sah mich furchtbar an. „Ich gehe nach Flint House hinüber", sagte er. „Doch für dich ist es besser, wenn du hier bleibst." Und ging aus dem Zimmer."

„Um welche Zeit gelangten Sie an jenem Abend nach Flint House?" fragte Barrant.

Charles Turold erkannte, daß der kritische Augenblick gekommen war. Er hatte ihn vorausgesehen, als er den Detektiv am Gartentor von Flint House erblickte. Die Weiter-

gabe von Thalassas Erzählung an Barrant hatte die unvermeidliche Annahme zur Folge, daß Sisily an ihres Vaters Todesabend in Flint House gewesen war.

„Ich weiß nun, daß es nicht lange nach halb neun gewesen sein konnte", antwortete er auf Barrants Frage.

„Trafen Sie Fräulein Turold dort?"

„Gleich komme ich dazu. Ich stand draußen und überdachte, was ich meinem Onkel sagen wollte, als die Türe aufging und sie mit Thalassa heraustrat."

„Sprachen Sie nicht mit ihnen?"

„Ich wollte es, doch sie verschwanden in der Dunkelheit der Sümpfe, ehe ich sie erreichen konnte. Als ich ihnen nacheilte, verirrte ich mich und wanderte etwa eine halbe Stunde lang durch das Moorland, ehe ich nach Flint House zurückfand."

„Dort stand also die Tür offen und oben lag Ihr Onkel tot?"

„Ja."

„Warum erzählten Sie diese Geschichte nicht schon vorher?"

„Wie hätte ich erwarten können, daß jemand einer Erzählung Glauben schenkte, die meinen eigenen Ohren unwahrscheinlich klingt? Selbst mein Vater wollte mir nicht gingen 30 Minuten später hinauf."

„Doch, Sie hätten Fräulein Turold reinwaschen können, was die Zeit anlangt. Es gab oben eine stehengebliebene Uhr, wie Sie wissen. Sie kamen kurz nach halb acht und gingen 30 Minuten später wieder hinauf."

Charles Turold war zu klug, um nicht zu sehen, daß hinter diesen Worten mehr lag. Es bezeugte, daß Barrant seinem ganzen Bericht keinen Glauben schenkte. Die Hausuhr im Zimmer des Toten hatte am Abend, da er ermordet ward, halb zehn gewiesen. Thalassas Erzählung wiederum bewies, daß Sisily das Haus lange vor verlassen haben mußte. Charles Geschichte aber warf wiederum Verdacht auf Sisily, indem sie glauben ließ, daß die Polizei, was den Zeitpunkt des Mordes anlangte, irregeführt worden war.

„Der ganze Stand der Angelegenheit ruht auf Thalassas Aussage", meinte Barrant. „Thalassa aber lügt."

„Nicht jetzt," antwortete Charles, „und mehr als seine bloße Aussage ist da, um seine Geschichte glaubhaft zu machen. Thalassa sah seinen Herrn ganz kurz vor dessen Tode im Arbeitszimmer vor Angst schlottern und hörte, daß jener vermeinte, in den Felsen draußen Remingtons Schritt vernommen zu haben. Damals lachte Thalassa, vermutlich aber war Remington ganz nah verborgen und ersah seine Gelegenheit, als Thalassa das Haus verließ. Wäre ich Fräulein Turold und dem Diener nicht gefolgt, so hätte ich ihn wohl gesehen."

„Schade, daß Sie es nicht taten." Barrants Stimme klang unleugbar ironisch. „Dann hätten Sie vermutlich den Beweis gehabt, der gegenwärtig der Erzählung mangelt."

„Es gibt andere Beweise," fuhr Charles ernsthaft fort, „die Spuren auf dem Arm meines Onkels und den Brief, den er noch unter dem Eindruck jenes Schreckens seinem Anwalt schrieb, Thalassa gab diesen Brief auf."

„Sagte er Ihnen das?" fragte Barrant schnell. Dann, da Charles schwieg, ging er weiter: „Wieso entdeckten Sie die Abdrücke an Ihres Onkels Arm?"

Charles zögerte, ehe er leise zurückgab:

„Ich war am Abend nach dem Mord in Flint House."

„Zu welchem Zweck?"

„Um zu sehen, ob vielleicht etwas ausfindig zu machen wäre, was das Rätsel aufhellen könnte. Ich stieg durch ein Fenster ein und ging hinauf. Da sah ich die Spuren —"

„Entdeckten Sie noch etwas?"

„Nein. Der Hund begann zu bellen und ich machte, daß ich fortkam."

„Ach so. Ich werde diese Geschichte später untersuchen. Einstweilen —"

„Warum untersuchen Sie nicht gleich?" fragte Charles ungeduldig, „Thalassa wird sofort hier sein, oder ich führe Sie in die Klippen hinunter an den Ort, wo ich ihn verließ."

Barrant aber fand, daß es zu spät geworden war, um augenblicklich mehr zu erforschen. Noch eine Frage versuchte er:

„Könnten Sie mir sagen, wo Fräulein Turold sich aufhält?"

„Ich könnte wohl, doch ich sage es nicht."

„Sie müssen mir folgen", sagte der Detektiv.

Charles nickte. Tief unglücklich erkannte er, daß die Unterredung anders geendet hatte als er erwartet hatte. Geduld war nötig.

Und Sisily? Tiefe Sorge lag in dem Gedanken.

31. Kapitel.

Klopfenden Herzens schloß Sisily sich in ihrem Zimmer ein und sah angstvoll um sich. Sie war in das Stadium instinktiven Schreckens gekommen, in welchem Schatten winken, plötzlicher Lärm aufschrillt, vertraute Dinge plötzlich andere Formen zu haben scheinen. Im Zimmer gab es nichts, was sie schrecken konnte, und ihre Gedanken flogen zurück zum Antlitz des Mannes, dem sie eben auf der Straße begegnet war. Der Mann hatte sie erst angestarrt, dann war Verdacht in seinen Blick getreten. War er ihr gefolgt? Dies war die Frage, die sie nicht beantworten konnte. Sie hatte in der einsamen Straße Schritte hinter sich gehört, heimliche, furchtbare Schritte, und sie war wie gejagt die Straße entlang bis zu ihrer Unterkunft gelaufen.

Nun saß sie mit gepeitschten Nerven in der sicheren Hut ihres Zimmerchens. Sicher? Das Zimmer war es nicht und nicht das Haus. Jetzt nicht. Sie war sehr unvorsichtig gewesen. War geraden Weges nach ihrem Versteck gelaufen, das ihre einzige Zuflucht war. Warum hatte sie nicht gewartet, um festzustellen, ob man ihr folge? Dann hätte sie nach entgegengesetzter Richtung entschlüpfen und später zu ihrem Zimmer gelangen können. Das war sehr, sehr töricht gewesen.

Sie trat ans Fenster und blickte hinab, konnte aber in der Dunkelheit nichts unterscheiden. Sie mühte sich, ihre Angst von sich abzuschütteln, sich zu sagen, daß es nur Einbildung sei. Müdigkeit überkam sie. Sie trat vom Fenster fort und legte sich auf ihr Bett, nicht um zu schlafen, nur um nachzudenken. Der Schreck hatte ihren Sinn vorübergehend von dem größeren Unglück abgelenkt, — von Charles Turolds Verhaftung. Einer Abendzeitung hatte sie die Kunde entnommen. Die Meldung war kurz, besagte nur, er sei in Cornwall in Verwahrung genommen worden. Und ihr armes Herz flüsterte ihr zu, daß Charles Turold auf dem Rückwege zu ihr gefangengenommen worden sei, daß sie die Verantwortung für sein Schicksal trüge.

(Fortsetzung folgt.)

Kunststücke der Bildreportage.

Die Aufnahme nach dem Tode. — Eine Schlacht wird photographiert. — Schiffskatastrophen und Vulkanausbrüche.

Von R. Bulwer.

Buster Keaton, der Mann ohne Lachen, aber mit dem Talent, andere zum Lachen zu bringen, wird zur Zeit in ganz Amerika in seinem neuen Film „Der Mann mit der Kamera" gezeigt. Der ungeheure Erfolg dieses Films in Amerika ist begründet durch die Popularität der Bildreportage, deren Möglichkeiten in Europa, ausgenommen vielleicht England, noch lange nicht erschöpft sind. Der Bildreporter ist dagegen eine der charakteristischsten Erscheinungen des amerikanischen Lebens. Wer denkt daran, wenn er ein kleines Bild in der Zeitung sieht, daß diese Aufnahme nicht nur oft unzählige Stunden des Ausharrens gekostet hat, sondern manchmal mit Todesgefahr verbunden ist. Der Leser einer amerikanischen Zeitung verlangt vor allem Sensation, und der Bildreporter ist gerade derjenige, der für die Sensation zu sorgen hat.

Während des mexikanischen Bürgerkrieges begab sich ein ganzes Heer von Bildreportern auf den Kriegsschauplatz. Jeder versuchte dem andern den Rekord der gefährlichsten Aufnahme streitig zu machen. Ein Bildreporter des weltberühmten Hearst-Konzerns wurde im Bereich der

Feuerlinie, von mehreren Kugeln durchbohrt, tot aufgefunden. Sein Apparat war aber unversehrt und enthielt die Aufnahme des Bataillons, dessen Gewehrfeuer den pflichttreuen Journalisten ins Jenseits befördert hat.

Ein anderer Fall ähnlicher Art hat sich während der bekannten Autorennen auf der Dayton Beach in Florida zugetragen. Der Kameraveteran des Illustrierten Zeitungsdienstes Pathé News, Traub, hatte sich eingefunden, um die Todesfahrt Lee Bibles in seiner Kamera festzuhalten. Das Auto des Rennfahrers überschlug sich und begrub Traub unter den Trümmern. Auch diesmal war sonderbarerweise die Kamera des Bildreporters unversehrt geblieben. Sie enthielt die wahrhaftig sensationelle Aufnahme des Autos, das gegen den unglücklichen Reporter raste. Die furchtbare Katastrophe wurde zugleich von einem Kollegen Traubs aufgenommen. „Drei Nächte konnte ich nicht schlafen", schrieb der Kollege an seinen Chefredakteur. „Solange ich lebe, werde ich das furchtbare Schauspiel nicht vergessen." Dafür hatten aber die Leser der Pathé News die sensationellste Aufnahme!

Ein anderer Pathé-Mitarbeiter, Geiskop, war nahe daran, das traurige Schicksal seines Kollegen Traub zu teilen. Der Schauplatz war wieder Dayton Beach, der Rekordfahrer hieß diesmal Frank Lockart. In rasendem Tempo von über 200 englischen Meilen in der Stunde sauste er über den Sand, bis der Wagen sich überschlug. Das Auto flog dabei buchstäblich über Geiskops Kopf. Wenige Stunden danach hatte die Redaktion des Bilddienstes die Aufnahme, die im Moment der Katastrophe gemacht worden war.

Ein Kameramann, der mit einem Fallschirm herunterstürzt und dabei kaltblütig Aufnahmen macht, gehört im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten nicht einmal zur Sensation. Während des Starts des Fliegers Fonck mit einem neuen riesigen Sikorsky-Flugzeug befand sich ein in Amerika sehr populärer Bildreporter, Stockhoff, an dem Ende des Flugplatzes, gerade an der Stelle, wo die Maschine in die Luft steigen sollte. Wegen eines leichten Motordefektes konnte das Flugzeug jedoch den Boden schwer verlassen. „Ich arbeitete automatisch mit der Kamera", erzählte Stockhoff später, „und konnte mich nicht vom Fleck rühren, da ich ja nicht wußte, welche Stelle am sichersten war. So war es schon am besten, ruhig sitzen zu bleiben. Das Flugzeug hob sich buchstäblich über meinen Kopf. Noch eine Sekunde, und ich war nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe unangenehme Augenblicke erlebt, dafür aber meinem Redakteur Bilder geliefert, mit denen er recht zufrieden war." Ein ähnliches Erlebnis hatten noch die Bildreporter der New York World, Mc Evilly und Bowers, bei dem unglücklichen Start der Mrs. Grayson und des Norwegers Omdahl nach Europa. Auch diesmal hatte es das Flugzeug schwer, die Erde zu verlassen, und hätte die Journalisten beinahe zermalmt.

Überall, zu jeder Zeit und an jedem Ort — das sind die Losungsworte für den amerikanischen Bildreporter, der alles in seinem Apparat verewigen muß, ganz gleich, ob es sich um Grubenkatastrophen, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Vulkanausbrüche, Schiffsuntergänge oder revolutionäre Auftritte handelt. Während des Unterganges des italienischen Dampfers „Principessa Mafalda" an der südamerikanischen Küste kletterte ein amerikanischer Journalist auf einen Mast, verzichtete auf die Möglichkeit einer Rettung und dachte dabei nur an seine journalistische Pflicht. Er machte Aufnahmen bis zum letzten Augenblick, verließ das sinkende Schiff als einer der Letzten und konnte dafür seiner Zeitung aufsehenerregende Aufnahmen zur Verfügung stellen. Während der Mai-Unruhen in Berlin begab sich ein Vertreter der Hearst-Presse auf den Schauplatz der Kämpfe und bekam dank seines Mutes Aufnahmen, wie sie keinem einzigen deutschen Kollegen gelungen waren. Als vor einiger Zeit ein furchtbarer Orkan die Stadt Miami, das Monte Carlo der Florida-Küste, heimsuchte, befand sich einer der besten Bildreporter des Pathé-Dienstes, Ralph Earle, am Schauplatz der furchtbaren Naturkatastrophe. Er nahm seine Chance wahr. Er lief mit seinem Apparat durch die Straßen, und während er von einer schrecklichen Windhose vom Boden hochgehoben wurde, behielt er noch die Geistesgegenwart, photographische Aufnahmen zu machen! Dann stürzte er zu dem nächsten Flugplatz, war einige Stunden später in Newyork — allerdings nach unzähligen Strapazen — und übergab seiner Redaktion Aufnahmen, wie man sie bisher noch nicht gekannt hatte.

Russel Muth, ein Photograph der Fox-Gesellschaft, nimmt für sich mit Recht die Ehre in Anspruch, der erste gewesen zu sein, der Aufnahmen eines Vulkan-Ausbruches aus der Luft gemacht hat. Als der Vesuv eines Tages mächtig zu rauchen anfing, betrat Muth, der seinem Namen wahrhaft Ehre macht, ein Flugzeug, das sonderbarerweise von einer jungen Frau gesteuert wurde. Das Flugzeug überflog in geringster Höhe den feuerspeienden Krater des Vulkans. Der Motor wurde beschädigt, das Flugzeug mußte notlanden, wobei die tapfere Pilotin schwere Verletzungen erlitt. Die Kamera und der Bildreporter waren aber unbeschädigt, und Russel wurde Besitzer einzigartiger Aufnahmen eines Vulkan-Ausbruches, von oben gesehen.

Als Vater der sensationellen Bildreportage muß jedenfalls der englische Journalist gelten, dem die erste aufsehenerregende Bildaufnahme gelang, wenn auch ohne seinen Wunsch. Es war während der Hochzeit des spanischen Königs Alfons. Kaum hatte der Bildreporter seine Kamera auf den Wagen des Königs gerichtet, als eine Bombe dem Wagen entgegengeschleudert wurde. Die Platte hielt den Augenblick der Explosion fest, und so kam die erste sensationelle Aufnahme zustande.

Das Lied.

Skizze von Th. Vogel.

Da war man nun ein alter Mann geworden im Kommen und Gehen der Jahre.

Müde und langsam stieg der Professor Friedrich Rückert den Berghang der Mainleite hinauf. Da unten strömte der uralte und ewig junge Fluß der Heimat, ringsum grünten Bäume und jubilierte das Volk der kleinen Sänger — wie vor Jahrzehnten und wie zur Zeit der frohen Bubenjahre. Daß ihn die Heimat, der Berg und der Wald und der Strom einmal hatten gehen lassen, war gar nicht zu glauben. Und daß er Doktor, Professor, Rat, Dichter und poeta laureatus sogar geworden — alles nur, um jetzund heimzukehren, langsamen Schrittes die Höhe zu gewinnen, die er einst gestürmt, sehnsüchtig den Liedern der Vögel zu lauschen — fürwahr, eine seltsame Heimkehr schien es ihm, eine Rückkehr im Kreislauf des Geschickes.

Wieder mußte er verweilen, sich müde auf den Stock stützen, talwärts schauen und vom goldenen Überfluß der heimischen Landschaft sich das Herz voll werden lassen. Durch Gezweig und Blätterspiel schimmerte der Main herauf, drüben grüßten aus dunstiger Ferne die Waldberge. Das alles hatte er so oft schon erlebt und erkannt, war so voller heimeliger Erinnerungen. Busch und Hügelzug und zerfalles Gemäuer fragten ihn, ob er noch von vergangenen Knabenseligkeiten wüßte. Sehnsüchte nach Mädchenlachen kamen aus den verschwiegenen Laubengängen ihm entgegen. Überall schien etwas auf ihn zu warten, was schon einmal war im ewigen Glanz der Erinnerung.

Dann stand es auf einmal vor ihm, als er die Höhe des Berges erreicht und die Augen an den dunklen Waldesschatten gewöhnt hatte, — das holde Traumwunder der Jugend: Mitten im Samtgrün der Bäume die lieblichste Mädchengestalt, rank und jung und lächelnd — und in solcher Frische und Schöne ewiger Ahnung von der Wiederkehr des Frühlings voll.

Der alte Professor grüßte, wie er es als Jüngling, als Student und Dichter getan, hob den Hut, daß der Wind durch sein Haar streichen konnte, und winkte dem Mädchen zu, das ihm längst vertraut schien: die Hand, die er in der seinen hielt, war so warm und schmiegte sich so selbstverständlich und weich hinein.

Und da sie nun zusammen weiter schritten, immer am Waldrand entlang, im Schatten und Rauschen der Bäume, immer auf der Höhe der Bergleite, den Main, die Landschaft vor Augen, da war es dem alten Manne mit dem sehnsuchtsjungen Herzen, als müßte es so sein. Er plauderte und erzählte ohne Beschwer von vergangenen Dingen, umschmeichelte Jugend und Schönheit mit seinen Worten, ward dankbar in ihnen zugleich.

Es geschah, daß aus seinen Reden mit einem Male Verse wurden, klingende und lockende Reime; er verstummte und lauschte ihnen nach.

Dann fanden sie, der alte Mann mit dem wehenden weißen Haar und das Mädchen, eine Bank, von der aus der Blick lang und ungehemmt dem Strom folgen konnte. Freundlich und klar waren die Wasser, beinahe unbewegt, daß sich Ufer und Berg darinnen spiegelten, als lebten sie ein zweifach Leben. Solches mußte der Professor Rückert — der die Metapher und poetischen Bilder immer geliebt hatte — plötzlich denken. Ein zwiefach Leben — nein, ein wirkliches und ein unwirkliches Dasein, ein Leben in Wahrheit und Gotteslust und eines im Spiegel des Erkennens, Jugend und Schein der Jugend.

Da aber plötzlich erwachte der Dichter und Professor wie aus einem Traum. Heimlich, zögernd schaute er zur Seite nach dem Antlitz seiner jungen Begleiterin. Ihr Blick ging in die Ferne, ziellos, hinüber zu den gleitenden Wolken und zu den blauen Waldbergen. Ihr Blick träumte von Zukunft und Verheißung, sein Blick aber ward Erkenntnis.

Er wurde ganz still, da sie nun den Wald der Höhe verließen und auf sanft geneigten Feldern talwärts schritten. Die Sonne lag kosend über der Flur, das nahe Dorf mit dem Schloß darüber grüßte und lud zu Rast und Einkehr. Schwalben flogen vom jenseitigen Hang herüber und wieder hinüber zum grauen Gemäuer und zu ihren Nestern in den Giebeln.

Der alte Rückert folgte ihnen mit den Augen, die noch so scharf waren und zu Zeiten so klar und deutlich schauen konnten — schauen mußten. Sein Herz, sein altes, fröhliches Herz ward weit und voller Sehnsucht, wehmütig zugleich, da er sich müde, alt und arm fühlte, neben dem jungen Blut, das ihn begleitete und dessen Wesen noch immer so voller Hoffnung auf die Zukunft beschwingt erschien.

Im Wirtshaus an der Straße tafelten sie, tranken den sonnigen Wein von der Mainleite, ließen die Gläser klingen und die Sonne sich darin spiegeln. Der Alte sann und träumte. Dort unten rauschte der Fluß, ganz leise, ganz verhalten. In seinem Wasser spiegelte sich das Leben an seinen Ufern. Über den Wellen wiegten sich die Schwalben. Doch war nicht der Strom selber das Leben, sein Ufer das ewige Sein des Menschengeschlechtes, die Schwalben, die darüber flogen, die Gedanken der Menschen, die Wirklichkeit und Schein und zuweilen sich selber erkennen sollten!

Ein Nachen führte die beiden heimwärts. Weinberge und Waldesraunen geleiteten den Weg, Nachtigallen flöteten und die Wellen plätscherten im Ruderschlag des Fergen. Stumm saß die Jugend, stumm der alte Dichter. Er suchte und formte und fand ein Lied:

„Aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.
Oh wie liegt so weit,
Was mein einst war!"

Schönere, vollere Verse dünkten ihm nie zugeflogen zu sein denn in dieser Stunde der Heimfahrt auf dem Strome der Heimat:

„Was die Schwalbe sang . . .
Als ich wiederkam,
Waren Kist und Keller leer . . ."

Und da der Alte am Abend allein saß, schrieb er sie nieder auf ein Blatt in seiner feinen zierlichen Schrift und schickte das Blatt — wie oft hatte er solcherart heimliche Grüße an geliebte Jugend gesandt! — dem jungen Mädchen, in dessen Geleit er den Tag vollbracht hatte.

Das Mädchen hob es auf als ein Kleinod. Dann fand das Lied eine Melodie, ward im Volk gesungen, von den Kindern und Enkeln jener Jugend, um deretwillen das Lied entstand.

Neulich habe ich es in den Händen gehalten und mir seine Geschichte erzählen lassen.



Bunte Chronik

* **Christliche Missionare in Amerika schon vor Columbus.** Der bekannte Gelehrte Brighton, der sich vor allem der Erforschung der indianischen Rassen zugewandt hat, stellte bei seinen Forschungen fest, daß nahezu alle Indianerstämme Überlieferungen besitzen, daß Fremde, weiße Männer in langen Kleidern und mit großen Bärten, zu ihren Vorfahren kamen, ihnen höhere Sittlichkeitsregeln predigten und sie über eine höhere Zivilisation unterrichteten. Die Überlieferungen weisen für die verschiedenen Religionen und Reformatoren verschiedene Namen auf, aber ihr Charakter und ihre Mission bleibt stets die gleiche. Quetzalcoatl erscheint in Cholula, Votan in Chiapas, Wixepecocha in Oajaca, Zamma und Cukulkan mit ihren Jüngern in Yukatan, Gucumatz in Guatemala, Viracocha in Peru, Sume und Paye Tome in Brasilien, und Bochica in Kolumbien. Sie lehrten den Völkern eine neue Religion und verschwanden wieder, die Verheißung zurücklassend, daß sie wiederkommen würden. Die Indianer haben auch Überlieferungen von der Ankunft weißer Kolonisten, die eine höhere Kultur mit sich brachten, als sie die Ureinwohner bisher besessen hatten. Es ist zweifellos, daß diese Sagen und Überlieferungen eine geschichtliche Grundlage haben müssen, und daß sie mit der Verkündigung des Christentums in irgend einer Weise zusammenhängen. Für die Annahme, daß christliche Missionare bald nach dem Tode Christi auch Amerika besucht haben müssen, spricht auch die Tatsache, daß die Indianer Kenntnis von der Sintflut und über eine große geschichtliche Wanderung besitzen, und daß ihnen der Begriff der Taufe zur Vergebung der Sünden bereits bekannt war, bevor die Spanier nach Amerika kamen. In ihren Legenden kommen auch Erzählungen vor, in denen Krankheiten, die durch böse Dämonen verursacht wurden, durch Männer angetan mit göttlicher Vollmacht geheilt wurden. Also auch hier Anklänge an das Neue Testament. Eine genauere Feststellung des Zeitpunktes, zu dem diese Verkünder des Christentums den Boden Amerikas betreten haben, sowie Nachrichten über das Schicksal der ersten weißen Kolonisten lassen sich leider auch durch die Zusammenfassung der darüber vorhandenen Überlieferungen nicht ermöglichen.

* **Eine Papageien-Schule.** Um einem „dringenden" Bedürfnis abzuhelfen, hat Mr. W. A. King, ein tüchtiger Mann in dem kleinen Städtchen Brownsville in Texas, eine in zwei Kurse gegliederte Sprachschule für Papageien gegründet, die von 1500 „Schülern" besucht wird. Sie kommen vor allem aus Mexiko und Mittelamerika. Die „Schüler" sitzen auf einer Stange; ein Grammophon vertritt die Stelle des Lehrers. Die Platten wiederholen so lange die verschiedenen Redensarten, bis die Schüler alles nachzusprechen vermögen. Jeder der beiden Kurse dauert drei Monate. Am Ende der Woche werden von dem Leiter Prüfungen abgehalten, bei denen jeder Schüler Proben seiner Zungenfertigkeit ablegen muß und dann eine seinen Leistungen entsprechende Zensur erhält. Wenn einer der buntgefiederten Zöglinge in der „Universität für Papageien-Rhetorik" nicht vorwärts kommt, so wird er der Papageienschule für „Minderbegabte" überwiesen, die dem Institut angeschlossen ist und in der Begriffsstutzige eine besondere Ausbildung erhalten. Hat der Papagei auch hier in sechs Wochen nichts gelernt, so wird er wegen vollkommener Talentlosigkeit „von der Schule verwiesen".

Lustige Rundschau



* **Mathematik.** Mathematik-Professor (zur Köchin): „Wissen Sie, was die Vase wert ist, die Sie zerbrochen haben, Sie Unglückskind? Ich habe es ausgerechnet: Neunundfünfzig Jahre müssen Sie jetzt bei mir ohne Lohn dienen, dann ist sie bezahlt!"

*

* **Verblümt.** „Meyer", sagte der Chef, „im Kontor wird demnächst eine gute Stelle frei. Die soll von Ihrem Zwillingsbruder besetzt werden." — „Von was für einem Zwillingsbruder?" — Chef: „Nun, den ich neulich auf der Rennbahn traf, als Sie zum Begräbnis Ihrer Tante waren. Laufen Sie und holen Sie mir den jungen Mann, und kommen Sie nicht eher wieder, als bis Sie ihn gefunden haben."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.